

Wolfgang Pehnt

## **Der Neue Mensch und der Alte Adam**

Vortrag Frankfurt am Main, 27. Juli 2010

Meine Damen und Herren,

sicherlich kennen Sie alle, als Fachleute in Sachen Ernst May, die einschlägige Stelle aus den Tagebüchern des Grafen Kessler. Es ist der 4. Juni des Jahres 1930. Der Essayist und Diplomat geht mit dem befreundeten Aristide Maillol ins Frankfurter Stadionbad. Der Bildhauer Maillol ist „begeistert über die unbefangene Nacktheit“ der Badenden. Der alte Herr hat natürlich nicht selbst die Kleider abgelegt, man sitzt auf der Sonnenterrasse. Kessler erklärt dem französischen Gast, der sportive Anblick sei „Teil eines neuen Lebensgefühls, einer neuen Lebensauffassung, die in Deutschland nach dem Kriege siegreich vorgedrungen sei, man wolle wirklich *leben*, Licht, Sonne, Glück, seinen eigenen Körper genießen.“

Und dann zeigt er Maillol die neue Römerstadt. Maillol ist „fast sprachlos vor Erstaunen“ „und immerfort steigerten sich die Ausdrücke seiner Bewunderung“. Bisher hat er nur moderne Architektur gesehen, die kalt war, „froid“. Man wüsste gern, welche es war, die von Le Corbusier, André Lurçat, Mallet-Stevens in Paris? Die Frankfurter Siedlung aber sei nicht kalt, im Gegenteil. Kessler erklärt ihm, auch diese Architektur sei aus jenem Lebensgefühl entstanden, das die jungen Leute zu Sport und Körperbefreiung treibe und daher ihre Wärme beziehe [...]. Nur wenn man diese neue deutsche Architektur in das Ganze einer neuen Weltanschauung hineinstelle, könne man sie verstehen.

Die neue Architektur als Ausdruck und auch als Bedingung eines neuen Lebensgefühls! *Neu* war das Wort des Jahrzehnts. Von der Neuen Wohnung war die Rede, von der Neuen Raumkunst, dem Neuen Bauen, der Neuen Stadt, der Neuen Musik, der Neuen Küche, der Neuen Frau. Meist war der Begriff *neu* den Autoren so wichtig, dass sie ihn mit Großbuchstaben schrieben. Eine Publikumszeitschrift hieß *Die Neue Linie*, Fachzeitschriften *Das Neue Frankfurt* und *Das Neue Berlin*. Auf Plakaten oder in Büchern wurde das Alte, wurden die überfüllten Interieurs, die ornamentüberkrusteten Fassaden des 19. Jahrhunderts

gern mit zwei temperamentvollen Strichen durchkreuzt. Ein Neuer Anfang.

Und ein Neuer Mensch. Graf Kessler, der vom Kaiserreich bis zum NS-Regime ein Seismograph der Epoche war, notierte im Sommer 1919 bei einem Besuch in Weimar, die jungen Künstler suchten vor allem den Neuen Menschen. Die Suche hielt lange vor. "Eine neue große Ordnung bereitet sich vor", prophezeite May, sonst eher Pragmatiker mit Bodenhaftung, im ersten Heft der Zeitschrift *Das Neue Frankfurt*. Die „Schönheit des neuen Menschen“ sah er im „Sportelastischen, Wettergehärteten“. Noch 1932 versah der Architekturkritiker Karl Scheffler eine Aufsatzsammlung mit dem offenbar noch immer zugkräftigen Titel *Der neue Mensch*. Das Buch erschien zu einem Zeitpunkt, als sich bereits „neue Menschen“ einer anderen Spezies Straßenschlachten lieferten.

Was unter dem Neuen Menschen zu verstehen sei, war unterschiedlichen Deutungen ausgesetzt. In den ersten Jahren nach dem Kriegsende 1918 war oft das phantasiereiche Menschenkind mit dem reinen Herzen gemeint. Es war auf Selbstfindung bedacht, aber dem Nächsten zugetan. Es war ein Suchender auf dem Weg zu einer solidarischen Menschengemeinschaft, die auf wechselseitigem Verständnis und gegenseitiger Hilfe beruhte. Wer Nietzsche gelesen hatte - und wer hatte es damals nicht? -, trug den Übermenschen im Sinn, der seiner schicksalhaft vorgezeichneten Bahn ohne Blick nach rechts oder links folgte, ein tatenfroher Demiurg.

Dass die Zukunft Abschied von den bisherigen Zuständen bedeutete, von der Verschwendung der Gründerjahre und des Fin de Siècle, auch von ihrem Komfort und Raumluxus, soweit es das gut gestellte Bürgertum betraf, war den Protagonisten klar. Auffallend oft treten in den zeitgenössischen Äußerungen die Begriffe Verzicht und Opfer auf. Von notwendigen Verzichten sprachen Berlage, Behrens, Gropius oder Oud; vom Nullpunkt, an dem man beginnen müsse, Le Corbusier; vom Individualismus, den man zugunsten der Typisierung aufgeben müsse, Ernst May.

Geopfert wurden das sorgfältige Detail, die komplizierte Organisation des Hauses, die unwirtschaftliche Raumkubatur, die üppig bemessene Höhe der Räume. Geopfert wurden Individualität und Originalität. „Wiederholen wir uns unablässig“, predigte Adolf Loos seinen Zeitgenossen schon 1914. Geopfert wurde der feine Handwerkerfleiß, das kostbare Einzelstück, das jahrhundertealte Sachwissen, das vor den neuen Konstruktionsverfahren und Materialien versagte. Was immer die

Moderne an Neuem, Zukunftsträchtigem entwickelte, sie war auch ein großer Abschied, das Ende einer privilegierten Ausdruckskultur. Ersatz leisten musste, was nicht viel kostete: die Farbgestaltung, in den mittleren Jahren der Weimarer Republik auch stadtbaukünstlerische Maßnahmen wie gestaffelte Wohnzeilen oder gerundete Zeilenköpfe, der eigene Garten, Luft, Licht, bis die steigenden Kreditkosten in der Weltwirtschaftskrise auch solche Leistungen kassierten. Wohnungswirtschaftler beklagten, dass eine Erhöhung der Kreditzinsen um nur *ein* Prozent alle erzielten Rationalisierungsvorteile wieder zunichte machten.

Bei einer Alternative, wo die Option offen gewesen wäre, entschieden sich die Planer zugunsten kleinerer Wohnflächen. Walter Gropius glaubte in der Notlage um 1930 einen Vorteil zu erkennen und erklärte als autoritärer Pädagoge, der er ebenso war wie Ernst May, vom biologischen Standpunkt aus benötige der Mensch nur eine geringe Menge an Wohnraum: „Wenn die Zuführung von Licht, Sonne, Luft und Wärme aber kulturell wichtiger und bei normalen Bodenpreisen auch ökonomischer ist als die Vermehrung von Raum, so lautet das Gebot: vergrößert die Fenster, verkleinert die Räume spart eher an Nahrung als an Wärme.“ Lieber Mechanisierung des Wohnens und mehr Glas als vermehrte Wohnfläche, die immerhin den Bewohnern eine größere Entscheidungsfreiheit über den Gebrauch ihrer Wohnung gegeben hätte.

Verzichtserklärungen, die natürlich nicht von allen Neuerern in gleichem Maße vertreten wurden, waren keine freiwilligen Akte. Sie erfolgten unter Nötigung. Die Spielräume waren drastisch eingeengt angesichts der gesamteuropäischen Wohnungsnot, die über viele Jahrzehnte aufgelaufen war. Rapides Bevölkerungswachstum, räumliche Konzentration in Industrierevieren und Großstädten, kriegsbedingte, aber auch strukturbedingte Wanderungsbewegungen, ständiger Nutzungswandel in den Metropolen waren ein Erbe schon des 19. Jahrhunderts. Im Ersten Weltkrieg und in den Notjahren danach war die Wohnungsproduktion zum Erliegen gekommen. Lokale Sonderprobleme kamen hinzu; in Frankfurt die Sanierung der Altstadt, die viele Menschen obdachlos machte.

Wenn zu Anfang der Weimarer Republik Nietzsche noch ein Patron der Baukünstler gewesen war, aber auch Wohnungsreformer, Gartenstadtpolitiker, Sozialisten und Anarchisten wie der Fürst Kropotkin, der Autor des Buches *Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt* (1902), vielzitierte Autoritäten waren, so übernahm in zunehmendem Maße der amerikanische Betriebswissenschaftler Frederick Winslow Taylor diese Rolle. Die Anwendung seiner Lehre von

wissenschaftlicher Betriebsführung und Fließbandproduktion ließ sich in den Ford-Fabriken studieren, wo das berühmte Modell T, die „Tin Lizzie“, von 1914 bis 1927 in 15 Millionen Exemplaren produziert wurde.

„Fordismus“ avancierte zu einem Schlagwort der zwanziger Jahre. Henry Fords Lebensgeschichte wurde zu einem Bestseller, der auch in deutscher Sprache in mehreren hunderttausend Exemplaren aufgelegt wurde. Auch bei ihm, dem „weißen Sozialisten“, konnte man lesen, das Erfolgsgeheimnis bestehe darin, das Überflüssige zu eliminieren und das Notwendige zu vereinfachen.

Taylors Erfolg in der deutschen Bauindustrie beruhte nicht zuletzt auf einem mehrjährigen Experiment, das der Baubranche entnommen war. In seinem wichtigsten Buch *Die Betriebsleitung insbesondere der Werkstätten*, 1909 ins Deutsche übersetzt, beschreibt er, wie die einzelnen Gewerke eines Bauunternehmens durch Fragmentierung des Arbeitsvorgangs, durch Zeitstudien und ein System von Strafen und Belohnungen rationalisiert worden seien. Fließbänder wurden schon vor dem Ersten Weltkrieg bei Robert Bosch in Stuttgart eingesetzt. Zu den ersten weitgehend rationalisierten Bauprojekten kam es in Deutschland nach 1918 in einer Reihe von Großsiedlungen, darunter auch solche in Frankfurt. Dazu gehörten präzise Zeitablaufpläne, die festlegten, wann und für welches Baulos die Baustelle eingerichtet wurde, wann die Ausschachtung begann, wann die Fertigteile angeliefert werden mussten, wann die Dachhaut aufgebracht würde. Die Herrschaft über die Zeit, ihre Einteilung und ihren Ablauf war die Voraussetzung für eine Planungstätigkeit, die nicht mehr von einem Abschnitt zum nächsten voranschritt, sondern gedanklich das gesamte Verfahren in allen seinen Takten vorwegnahm.

Ernst May, Frankfurts hünenhafter Baudirigent, erweckte gern den Eindruck, als sei die Industrialisierung des Bauens in seinen Siedlungen bereits vollzogen. Tatsächlich war bei Herstellung und Montage der Elemente noch eine Menge manueller Arbeit im Spiel. Schon aus Rücksicht auf das protestierende Baugewerbe wurde ein Teil der Wohnungen konventionell hergestellt. Vieles, was in dieser Epoche wie eine kleine Wohnmaschine aussah - vor allem im Villenbau -, war herkömmlich aus Hohlblocksteinen gemauert. Erst das Finish, die letzten Zentimeter der Oberfläche aus Feinputz und Anstrich, das schmale Stahlprofil von Fenstern und Türen machten den technoiden Charakter aus.

Aber richtig ist, dass Taylors Forderungen in der Bauproduktion berücksichtigt zu werden begannen - und nicht nur in der Produktion. Rückwirkungen hatten sie auch auf Entwurf und Grundriss. Die

arbeitsökonomische Anordnung der Verkehrswege in Haus und Stadt, die zweckmäßige Anordnung der Räume und Einrichtungen, der zeitsparende Verlauf von Ganglinien, die gesonderte Bedienung der verschiedenen Funktionen jede auf ihre spezielle Art entsprachen dem taylorisierten Denken. „Zu gutem Wohnen gehört u. a. die ganze Summe von Bedingungen, die den Ablauf unseres täglichen Lebens reibungslos gestalten, die die Abwicklung der Alltäglichkeit zusammendrängen auf ein Minimum an Kraft und Zeitaufwand“, schrieb Erna Meyer, eine der Theoretikerinnen des zeitgenössischen Haushaltens. Grete Schütte-Lihotzky setzte solche Grundsätze in der berühmten Frankfurter Küche um..

Rationalisierung bedingte ökonomisches Denken, Veränderungsbereitschaft, Wandel der Qualitätsmaßstäbe und, wenn man Kriterien der Handwerkskultur anlegte: Abstriche am Niveau. Aber die Architekten der Avantgarde haben ihre Arbeit und die Menschen, für die sie entwarfen, durchaus nicht nur als Opfer gesehen. Über den Verlusten errichteten sie eine ganze Rechtfertigungsphilosophie. „Alles kommt darauf an, dass unsere Einfachheit, unsere Armut nicht erzwungen erscheint, sondern freiwillig, dass das harte Müssen zu einem freien Wollen gemacht wird“, schrieb Karl Scheffler in einem Buch von 1920, das er unklugerweise *Sittliche Diktatur* nannte. Die schlanke, spartanische, kühle, technikbewusste Form erschien bald nicht mehr als Ergebnis der Not, auch nicht mehr nur als Ergebnis zeitgemäßer Produktionsmethoden. Sie wurde zum gewollten Symbol der Moderne. „Die Phantasie wird ingenieurhaft sein und die technische Form bevorzugen... Was die Geschichte will, ist also eine Formsetzung größten Stils, die endlich zur Beruhigung und Gesundheit führt.“ (Scheffler) Wenige Jahre später, nach der Machtergreifung, schien die Geschichte es sich bereits wieder anders überlegt zu haben, als Scheffler gehofft hatte.

*Eine* Argumentationslinie pro Neues Bauen wurde mit wahrnehmungspsychologischen Begründungen bestritten. Die puristischen Räume mit ihrer sparsamen Einrichtung sollten einfache Wahrnehmungsbilder erzeugen, sollten Konzentration und geistige Arbeit ermöglichen. Man erhoffte sich die „Vermeidung ständigen und unproduktiven Verlustes an Nervenkraft“ und verschrieb den Bewohnern eine „Abgewöhnungskur“, eine Entlastung, die in der Befolgung von Normen lag. Je karger die Umgebung, desto größer der innere Reichtum. Abgelöst von Zufälligkeiten, befreit vom Strandgut der einzelnen Lebensgeschichten, bedient von den unsichtbaren Geistern der Technik, sollte der Mensch sich auf die tieferen, bleibenden Erfahrungen konzentrieren. Der unruhige Raum macht zerstreut, der

geordnete, gereinigte befähigt zu Meditation und innerer Sammlung. Hygiene der Wahrnehmung war ebenso gewollt wie die physische Hygiene im staubfreien Interieur. „Das so erschaffene Haus wird sein: klar, sachlich, bequem, wesentlich, sparsam, beglückend, strahlend hell, entlastend.“ (Fritz Block)

Ein anderer Argumentationsstrang war aus sozial-ethischen Motiven geflochten. Die Einheitlichkeit der Häuser, ihre Reihung zu Zeilen von gleichem Abstand und gleichem Lichteinfallswinkel sollte den Willen zu demokratischer Gleichbehandlung ausdrücken. In der Wiederholung identischer Formen stellte sich die erhoffte, hierarchiefreie Gesellschaft her. Von „Enteitelung“ und „Zuchthalten“, „gelebter Objektivierung“ und „Ich-Überwindung“ sprach Walter Gropius, von der „wahren Gemeinschaft“, die in der „Befriedigung gleicher Bedürfnisse mit gleichen Mitteln“ bestehe, sein Nachfolger im Amt des Bauhaus-Direktors, Hannes Meyer. Ästhetische Gestaltungsmittel des Neuen Bauens waren ausdrücklich auf gesellschaftliche Verhältnisse bezogen. „Jedes Element oder Bauglied muß gleichzeitig helfend und geholfen wirksam sein, stützend und gestützt“, heißt es bei Bauhausmeister Josef Albers. Damit war natürlich nicht nur ein bautechnisch-konstruktiver Zusammenhang beschrieben, sondern ein moralisch-sozialer.

Der Neue Mensch war eine Idealkonstruktion, die Vision einer nahe geglaubten Zukunft. Gegenwart war der alte Adam: der Normalbürger mit seinen Lebensgewohnheiten, seinen Überforderungen, seinen überlieferten Denkmustern. Man kann in Bruno Tauts Buch *Die neue Wohnung. Die Frau als Schöpferin*, erschienen 1924, nachlesen, was von den Bewohnern der neuen Siedlungen erwartet wurde, wenn ihr überfüllter Möbelwagen vor der neuen Haustür stand: eine Art Ritualmord an den vertrauten Gegenständen des bisherigen Lebens. Kissen, Decken, Nippes und der gestickte Haussegen: weg damit. Von den übrig gebliebenen Möbeln wird abgesägt, was nicht unbedingt nötig ist, Aufsätze, Verzierungen, Troddeln, Teppiche und Tischdecken sind fast immer überflüssig. Die Wohnküche weicht der Arbeitsküche, der Laborküche - in Frankfurt sechs qm groß. Die gesparten Quadratmeter kommen dem Wohnraum zugute. Als Ergebnis verspricht der Autor „herrliche Raumbefreiung“.

Auch in Frankfurt waren die Anpassungsschwierigkeiten für die neuen Bewohner nicht gering. Sie alle kennen die Karikatur, die das Weihnachtsbäumchen auf dem Flachdach zeigt, weil es nicht in die Stube passt. Die Bauten fügten sich nicht den Gewohnheiten der Nutzer, sondern setzten eine andere Wohnkultur voraus oder wollten zu ihr erziehen. Die asketischen Räume des Neuen Bauens, die technische

Versorgung, die Mobilität und Offenheit der angezielten Lebensweise, das Pathos eines reformierten Daseins, die exponierten Dachterrassen, die Einbaumöbel waren eher auf flexible Intellektuelle zugeschnitten, wie sie am ehesten in der Römerstadt vorzufinden waren, die in der sozialen Hierarchie der May-Siedlungen obenan stand. Denn für die Arbeiter, Angestellten oder gar Arbeitslosen in Westhausen oder Goldstein bedeutete ein etwaiger Umzug nicht eine Reise aus einer Bleibe in die andere, bei der man nur die Koffer mitnimmt, aber nicht die Möbel. Wer sich sein bescheidenes Hab und Gut mit einem großen Teil seiner Lebensarbeit erwirtschaftet hat, der trennt sich nicht leicht wieder davon, und handele es sich auch um Gelsenkirchner Barock.

Aber profitierten Arbeiter und Angestellte etwa nicht von den neuen Angeboten, so fremd sie ihnen erschienen? Die Schimpfworte über die „öden Kästen“, die „Affenkäfige“, die „Strafkolonien“ stammen nicht von Mietern, sondern von interessengesteuerten Parteivertretern. Licht, Sonne, Luft, Grün, Hygiene waren Stichworte auf der Seite der Avantgarde. Was damit gemeint war, kam auch realiter den Leuten zugute. Auf dem Umschlag von Sigfried Giedions Broschüre *Befreites Wohnen* steht beschwörend dreimal das Wort „Licht“, viermal das Wort „Luft“, viermal das Wort „Öffnung“. Allerdings sieht man auf dem Umschlagfoto eine Dame mit hochhackigen Pumps im Liegestuhl auf der Sonnenterrasse ruhen - wahrlich nicht repräsentativ für die Bewohnerschaft der 24 Frankfurter Stadtrandsiedlungen.

Kleingärten gaben Möglichkeiten zu einer Eigenversorgung mit Gemüse im bescheidenen Rahmen; auch dies wohl nicht eine bevorzugte Tätigkeit der Dame mit den Pumps. Nicht zuletzt boten diese Gärten, ursprünglich nur durch niedrige Hecken abgegrenzt, Gelegenheit zu nachbarlichen Kontakten, ebenso wie die Zentralwäscherei, die Gemeinschaftshäuser oder die Vereinslokale. Oft waren öffentliche Freiflächen zugänglich, so in den Siedlungen an der Mulde des Niddatal. Viele der neuen Bewohner kamen aus erbärmlichen Wohnverhältnissen. Für eine Familie, die zu fünft eine Einzimmerwohnung im Slum bewohnt hatte, bedeutete eine Dreizimmerwohnung von 60 qm in den Frankfurter Siedlungen das Paradies auf Erden. Und bedeutete auch noch eine Verbesserung, als die Wohnungsgrößen in der Weltwirtschaftskrise auf 48 oder gar 42 qm schrumpften. Beiläufig: das ist die Quadratmeterzahl Wohnfläche, die heute durchschnittlich auf einen Bürger der Bundesrepublik entfällt - auf *einen*, nicht auf *fünf*!

Mit mehr als Befremden, nämlich mit Zorn, lese ich, wenn heute ein renommierter konservativer Schriftsteller über zwei ganze Druckseiten

einer großen Tageszeitung die „herrlichen“, weiträumigen Wohnungen großbürgerlicher Wohnquartiere der Kaiserzeit mit ihren Flügeltüren und Kronleuchtern rühmen und alles, was danach kam, für Industrieschrott erklären darf.<sup>1</sup> Verehrter Nostalgiker, sind Ihnen je die zeitgenössischen Wohnungsenuêtes deutscher Ortskrankenkassen vor Augen gekommen? Gegen das Wohnungselend, das sich dort spiegelt, wo es keine Flügeltüren und Kronleuchter gab, sondern feuchte Kellerwohnungen und asphatierte Hinterhöfe mit Mülleimer, wo Schlafgänger und Tuberkulosekranke lebten, haben Planer wie May und Kommunalpolitiker wie Ludwig Landmann gestritten. Das war, was sie und ihre Gesinnungsfreunde leidenschaftlich bewegte. Was zählen dagegen alle Übertreibungen, Ideologisierungen und schließlich Kompromisse mit der wirtschaftlichen Notlage, die auch auf ihr Konto gingen!

Der Alte Adam richtete sich ein in Gehäusen, die dem Neuen Menschen zugedacht waren, aber sich aufs Existenzminimum einlassen mussten. Wo er nicht bereit war, jeden Handgriff abzumessen, jeden Schritt zu zählen und sozusagen auf die Waagschale zu legen, wie es Grete Schütte-Lihotzky gefordert hatte, legte er sich die wohlgemeinten Vorgaben nach seinem Gusto zu recht. Wo die Planer keine Wohnküche mehr gestatteten, setzte sich die Hausfrau mit der Schüssel Stangenbohnen, die sie schälen wollte, eben in den Wohnraum. Fehlte es an Nebenräumen, wurde trotz aller Musterwohnungen und Wohnberatungen angebaut: Schuppen, Kaninchenställe, Wintergärten. Mögen solche Entstellungen heute den Denkmalpfleger und den ästhetisch sensiblen Passanten befremden, ein Zeichen für neu gewonnenes Selbstbewusstsein waren auch sie - eine Etappe in jenem unendlichen und alles andere als abgeschlossenen Befreiungsprozess, in dem Bürger über ihre eigene Umwelt entscheiden sollten.

Die Architekten des neuen Bauens hatten über die Grenzen der Länder hinaus ein warm empfindendes Herz für alle Menschen in Not, glaubte Ernst May. Diese Annahme war ein Stück Selbstdarstellung, vielleicht auch Selbstüberschätzung der Moderne. Aber vielleicht war es auch die Wärme, die Maillol spürte, als er mit dem Grafen Kessler durch die Römerstadt spazierte.

*Es gilt das gesprochene Wort*

---